

Peter Graf Kielmansegg

Die Grammatik der Freiheit

Acht Versuche über den
demokratischen Verfassungsstaat



Nomos

Peter Graf Kielmansegg

Die Grammatik der Freiheit

Acht Versuche über den
demokratischen Verfassungsstaat



Nomos

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8329-7855-6

1. Auflage 2013

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2013. Printed in Germany. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
Erster Versuch. Demokratie und Wahrheit.	11
Zweiter Versuch. Die Quadratur des Zirkels. Überlegungen zur Identität der repräsentativen Demokratie.	39
Dritter Versuch. Braucht die Demokratie Parteien?	71
Vierter Versuch. Über direkte Demokratie. Sieben Anmerkungen zu einem Glaubensstreit.	101
Fünfter Versuch. Die Instanz des letzten Wortes. Verfassungsgerichtsbarkeit und Gewaltenteilung in der Demokratie.	145
Sechster Versuch. Demokratie und Marktwirtschaft – eine schwierige Ehe.	181

Siebenter Versuch.

Die Lektionen des 20. Jahrhunderts.

1989 – ein Epochendatum in der Geschichte der modernen
Demokratie?

205

Achter Versuch.

Das dritte Jahrhundert.

Überlegungen zur Zukunft des demokratischen
Verfassungsstaates.

235

Vorveröffentlichungen

277

Einleitung

Den Titel für mein Vorhaben, ein aktuelles Porträt des demokratischen Verfassungsstaates in acht Anläufen zu zeichnen, habe ich bei Thomas Paine gefunden. In Thomas Paines Kampfschrift „Rights of Man“, 1790 zur Verteidigung der Französischen Revolution gegen Edmund Burkes Aufsehen erregende „Reflections on the Revolution in France“ verfasst, findet sich der bemerkenswerte Satz: „Was die Grammatik für die Sprache ist, sind die amerikanischen Verfassungen für die Freiheit.“ (Der Plural fasst die Verfassungen des Bundes und der dreizehn Gründerstaaten zusammen.) Paines überraschender Vergleich ist weit mehr als originell, er ist auf eine genialische Weise erhellend. Politische Freiheit, wenn sie denn allen zuteil werden soll, gibt es nur als in Regeln gefasste, als verfasste Freiheit. Wer das Regelsystem, das politische Freiheit möglich macht und sichert, Grammatik der Freiheit nennt, sagt zuerst und vor allem: So wie erst die Grammatik die Sprache zur Sprache macht – in dem Sinn nämlich, dass erst durch die Grammatik die Möglichkeit geschaffen wird, Wörter zu Aussagen zusammenzufügen, die verstanden werden können –, bringt auch die Grammatik der Freiheit die Freiheit überhaupt erst hervor; sie ist nichts der Freiheit nur Hinzugefügtes. Ohne Kenntnis der Grammatik der Freiheit gibt es kein Leben in Freiheit.

Jede Grammatik – auch darin ist die Übertragung des Begriffs durchaus erhellend – ist ein Produkt aus Logik und Geschichte. So auch das Regelsystem, in dem sich Freiheit konstituiert. Dabei ist die Bedeutung der Geschichte eher größer als die der Logik. Freiheitliche Ordnungen sind in besonderem Maße der Versuchung ausgesetzt, sich als Deduktionen aus ihren normativen Prämissen misszuverstehen. Das sind sie in Grenzen auch. Vor allem aber sind sie Schöpfungen einer langen, konfliktreichen Geschichte, in der Erfahrungen gemacht und Erfahrungen verarbeitet werden.

Ist es nötig, sich die Grammatik der Freiheit in Erinnerung zu rufen? Ist sie uns nach zweihundert Jahren neuzeitlicher Demokratiegeschichte nicht so gegenwärtig, so selbstverständlich wie die

Grammatik unserer Muttersprache? Ja und nein. Ja, insofern wir uns einigermaßen sicher sein können, dass es zu dem uns vertrauten institutionellen Grundgerüst der neuzeitlichen Verfassung der Freiheit, so wie es sich uns im demokratischen Verfassungsstaat darstellt, im Wesentlichen keine Alternative gibt. Geschichte und Logik haben dieses Grundgerüst gemeinsam geschaffen. Dass sie eines nicht zu fernem Tages ganz andere Antworten geben könnten, ist nicht wahrscheinlich. Das Demokratieschisma des 20. Jahrhunderts, das der siebente Versuch näher betrachtet, stützt diese Einschätzung.

Nein, insofern die Debatte über die Verfassung der Freiheit nicht abschließbar ist. Sie ist es nicht, weil die Verfassung der Freiheit im Fortgang der Geschichte vor immer neue Bewährungsproben gestellt wird; die jüngste ist mit dem Stichwort Globalisierung bezeichnet – sie wird uns im sechsten und im achten Versuch beschäftigen. Sie ist es auch deshalb nicht, weil es zum Wesen einer freiheitlichen Verfassung gehört, dass sie den Zweifel an sich selbst, den Zweifel daran, ob die gefundene Antwort wirklich die richtige sei, gegen alle Gewissheiten der Logik wie der geschichtlichen Erfahrung immer wieder neu hervorbringt. Die Frage, ob die direkte Demokratie nicht doch die wahre Demokratie sei, um die es im zweiten wie im vierten Versuch geht, auch die Frage, die der dritte Versuch, die Parteien betreffend, aufwirft, mögen als Beispiele für diese Kontinuität des Selbstzweifels dienen. Und schließlich: Selbst wo es diesen Zweifel nicht gibt, muss man sich des Argumentes, das die Verfassung der Freiheit als solche ausweist, immer wieder neu versichern.

So erhellend Paines Metapher oder Vergleich auch ist, man muss es nicht zu weit damit treiben. Der gewählten Darstellungsform nach – acht locker miteinander verknüpfte Essays, eben Versuche, von denen jeder, der Verknüpfungen ungeachtet, auch für sich selbst stehen soll – ist der Text alles andere als ein systematisches Lehrbuch der Grammatik der Freiheit. Diese Darstellungsform soll gerade umgekehrt sichtbar machen, dass das Nachdenken über die Verfassung der Freiheit nur dann fruchtbar ist, wenn es nicht als Sache strenger deduktiver Systematik verstanden, sondern zur Aufgabe einer ihren Gegenstand immer wieder neu umkreisenden historisch informierten praktischen Vernunft gemacht wird.

Die Auswahl der Themen ist freilich keineswegs eine willkürliche. Alle Essays haben es, im Anschluss an die einleitenden Überlegungen zum Thema „Demokratie und Wahrheit“, mit Fragen zu tun, die sich dem demokratischen Verfassungsstaat hier und heute dringlich stellen. In den Versuchen zwei bis vier geht es darum, die repräsentative Demokratie, der derzeit der Wind ins Gesicht bläst, richtig zu verstehen, als normativen Entwurf wie in ihren faktischen Schwächen, und die ihr so oft als wahre und eigentliche Demokratie gegenübergestellte direkte Demokratie – ohne dogmatische Einseitigkeit – zu entmythologisieren. Der fünfte Versuch hat es mit der verfassungsstaatlichen Komponente in ihrer entschiedensten Ausprägung zu tun, der Verfassungsgerichtsbarkeit. Näherhin mit der bemerkenswerten, nicht nur in Deutschland zu beobachtenden Gewichtsverschiebung zwischen Demokratie und Verfassungsstaat und der Frage, ob sich diese Entwicklung nicht nur erklären sondern auch rechtfertigen lässt. Der sechste Versuch greift ein derzeit besonders aktuelles und bedrängendes Thema auf, das Verhältnis zwischen Demokratie und Marktwirtschaft. Die Frage, ob und wie sie zusammengehören, stellt sich nicht mehr so, wie der Marxismus sie früher gestellt hat. Aber sie stellt sich noch immer oder wieder. Die letzten beiden Essays schließlich versuchen sich an einer historischen Standortbestimmung des demokratischen Verfassungsstaates. Der erste blickt zurück und fragt, was uns das 20. Jahrhundert über die Verfassung der Freiheit gelehrt hat. Der zweite blickt nach vorn, ins 21. Jahrhundert hinein, und fragt, was wohl aus ihr wird. Alle Texte haben miteinander gemein, dass sie ein Kapitel der Grammatik der Freiheit ins Visier nehmen. Insofern bilden sie ein Ganzes. Nur der erste steht in gewissem Sinn vor der Klammer.

Zu den Essays gibt es Vorfassungen, die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten veröffentlicht wurden. Sie sind im Anhang genannt. In fünf Fällen sind es wirklich nur Vorfassungen. Die hier vorgelegten Texte sind zu einem guten Teil neu geschrieben, auch sind sie stärker als zuvor zueinander in Beziehung gesetzt. Drei Texte, der zweite, der fünfte und der siebente Versuch, sind mit nur geringen Veränderungen nachgedruckt, weil ich nichts Wesentliches hinzuzufügen hatte.

Danksagungen am Ende einer solchen Einleitung sind guter akademischer Brauch. In diesem Fall ist es ein ganzes universitäres Leben mit seinen Seminaren und Tagungen, seinen Lektüren, seinen beiläufigen Gesprächen und seinen förmlichen Debatten, das eingegangen ist in die Texte. Aufzählen lassen sich die vielen Namen, die zu diesem Leben gehören, nicht. Wohl aber lässt sich eine Voraussetzung dafür benennen, dass Texte entstehen können, die Reifezeit brauchen: Die Universität hat mir für meine Arbeit in den Jahren meines akademischen Lebens die Freiheit gelassen, meine eigenen Prioritäten zu setzen. Dafür bin ich dankbar. Ich bezweifle, dass ich in der Universität von heute diese Freiheit noch besäße.

Laudenbach, im April 2012

Peter Graf Kielmansegg